

HANSER



Leseprobe

Per Olov Enquist

Die Ausgelieferten

Roman

Übersetzt aus dem Schwedischen von Hans-Joachim Maass

ISBN: 978-3-446-23632-5

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23632-5>

sowie im Buchhandel.

I I

Wer war Peteris Vabulis? Was für ein Mensch war er? Warum hat er sich getötet?

Die Kriminalpolizei in Trelleborg nahm seine Habseligkeiten in Verwahrung und registrierte sie: eine Reisetasche mit verschiedenen persönlichen Gegenständen, darunter 3,31 Schwedenkronen, ein Pappkarton, der hauptsächlich Lebensmittel enthielt, sowie ein lettischer Pass mit der Nummer TT 011 518.

Diese nachgelassene Habe des Peteris Vabulis wurde in einem Magazin aufbewahrt, bis sein Sohn nach mehreren Jahren erschien, um die Sachen abzuholen. Vabulis' alte Uniform war auch noch da; das Blut war schon längst verkrustet, fast schwarz. Die Uniform wurde verbrannt. Außerdem waren noch da: ein Kompass mit einer elf Zentimeter langen Trageschnur, eine deutsche Armee-Taschenlampe mit zwei verschiebbaren Filtern, einem roten und einem grünen, eine zusammengefaltete Karte von Lettland und ein kleiner Taschenkalender, der auf den ersten vier Seiten die Anschriften von schwedischen Hilfsorganisationen enthielt. In dem Kalender ist der 21. November mit einem Bleistift angekreuzt.

Es ist alles noch da, aber die Gegenstände sagen nichts aus, sie beantworten keine Fragen nach der Person des Peteris Vabulis. Eine Armbanduhr mit schwarzem Zifferblatt: sie geht nicht mehr. Ein leeres Osterei, das – vermutlich aus Versehen – unter seine Habseligkeiten geraten ist. Einige leere Briefumschläge. Staub.

In der Kiste liegt jedoch auch ein Fotoalbum.

Das erste Bild ist in Riga aufgenommen worden. Peteris Vabulis steht in der Bildmitte, neben ihm sieht man einen kleinen Jungen, den er an der Hand hält. Beide lächeln in die Kamera. Der Junge mag drei oder vier Jahre alt sein. Es ist Winter, man sieht Schnee. Vabulis trägt Uniform. Auf dem nächsten Foto trägt er Zivilkleidung, es ist Sommer, er schiebt einen Kinderwagen. Der kleine Junge auf dem nächsten Bild ist allein: er steht auf einer Landstraße und runzelt nachdenklich

die Stirn: die Sonne scheint grell, am linken Bildrand sieht man den Schatten eines Menschen. Text unter diesem Foto: Imants, Riga 1942. Dann ein Porträt von Peteris Vabulis. Ein Sommerbild aus Riga – einige Gestalten, die aus großer Entfernung aufgenommen worden sind; Gesichter sind nicht zu erkennen.

Dann plötzlich: Ränneslätt. Die lettischen Offiziere haben sich für dieses Gruppenfoto hingestellt, im Hintergrund sieht man eine Wand, alle lachen in die Kamera. Dieses Bild ist offensichtlich im Sommer gemacht worden. Alle tragen noch ihre deutschen Uniformen. Dieses Foto entspricht nicht dem chronologischen Ablauf der Ereignisse; die nächste Seite ist mit Bildern aus dem Jahr 1943 gefüllt. Man sieht ein Bild von der ganzen Familie, der Junge trägt Winterkleidung, auf der Erde liegt Schnee. Das Foto ist überbelichtet. Die Qualität der Bilder lässt jetzt sehr zu wünschen übrig. Es folgen noch mehrere Bilder von Vabulis und seiner Frau, aber alle sind unscharf. Sie lachen in die Kamera.

Dann wieder Ränneslätt. Ein völlig sinnloses Bild mit vielen uniformierten Gestalten, die planlos hin und her laufen. Ein verschwommenes Gesicht in einer in ein Gespräch vertieften Gruppe ist mit einem Kreuz, einem Pfeil und zwei Buchstaben gekennzeichnet: »P.V.« Der Himmel ist bedeckt, man sieht Baracken und einen Teil der Umzäunung. Auf der folgenden Seite finden sich zwei Porträts von Vabulis sowie eine Großaufnahme von dem kleinen Jungen. Und dann plötzlich, auf der nächsten Seite, kommt das Bild aus der Leichenhalle. Peteris Vabulis liegt in einem Sarg, der Deckel ist abgenommen, auf seinem Bauch liegen Blumen. Das Bild vermittelt den Eindruck von Ruhe und Frieden. Auf der rechten Wange hat Vabulis eine Narbe, und das rechte Ohr scheint früher einmal durch einen Unfall deformiert worden zu sein – die Wunde ist aber gut verheilt, man kann sie nur mit Mühe erkennen.

Unter diesem Bild finden sich einige von ganz anderem Charakter. Sie zeigen zwei kleine Kinder, einen Jungen von etwa sieben Jahren und ein kleines Mädchen, die einander umarmen und lachen. Text: »Lübeck, Sommer 1945«. Auf den folgenden Seiten finden sich viele Bilder, die offensichtlich alle im Deutschland der Nachkriegszeit aufgenommen worden sind. Man sieht badende Kinder am Meer, halb versunkene Schiffswracks als Hintergrund für sonnige Ausflugsbilder. Text: »Travemünde 1947«.

Bilder von Peteris Vabulis gibt es jetzt nicht mehr. Man sieht immer nur die beiden Kinder. Im Hintergrund finden sich zumeist Barackenwände, Straßen, Küchen, glatte Wände, ein Kasernenhof, eine Reihe von Nissenhütten. Der Junge muss jetzt etwa zehn Jahre alt sein. Er lächelt pflichtschuldig in die Kamera. Seine Unterlippe ist auf charakteristische Weise vorgeschoben; wenn man zurückblättert und das Bild aus der Leichenhalle betrachtet, entdeckt man, dass der (von der Seite aufgenommene) Tote das gleiche Profil hat.

Noch mehr Kinderbilder. Noch 1949 finden sich im Hintergrund fast nur Nissenhütten; diese Bilder sind alle in Lübeck aufgenommen. Dann folgen mehrere Fotos von dem kleinen Mädchen, später noch einige, die beide Kinder zeigen. Text: »Värmland«, später »Västerås«. Die zehn letzten Seiten des Albums sind leer.

Hinzu kommen noch einige Briefe, die Peteris Vabulis im Herbst und im Winter schrieb. Sie sind an Freunde in Schweden adressiert. Die Schrift ist deutlich, aufrecht; alle Briefe sind auf Lettisch geschrieben.

Der erste ist vom 9. Januar 1945 datiert, also vor der Zeit in Schweden geschrieben, und gehört eigentlich nicht zu den übrigen. Er ist jedoch nicht ohne Interesse: er ist an Vabulis' Frau gerichtet. Vabulis befindet sich in der Nähe der russischen Front, einige Kilometer hinter der eigentlichen Kampflinie, und er drückt sich mit Rücksicht auf die Zensur sehr vage aus. Eine genaue Ortsbestimmung ist nicht möglich, aber er hält sich wahrscheinlich im östlichen Lettland auf. Der größte Teil des Briefs besteht aus einer Plauderei über eine erfolgreiche Jagd, die Schnaps und Zigaretten einbrachte. Der Grundton ist optimistisch.

Am Ende des Briefs spricht er von der letzten Begegnung mit der Familie. Er hatte sie zuletzt in Grevesmühlen in Mecklenburg gesehen, wohin sie geflohen war, um nicht den Russen in die Hände zu fallen. Er hatte seine Familie im Dezember 1944 kurz vor Weihnachten sehen können. Beim Abschied hatte der damals siebenjährige Junge heftig geweint; er war sehr aufgewühlt gewesen, zugleich hatte er sich aber geschämt und seine Tränen verbergen wollen, und davon schrieb der Vater, weil er sich so gut daran erinnerte.

Der zweite Brief kommt aus Ränneslätt und ist an einen in Schweden lebenden Freund gerichtet. Datum: 12.8.1945. Er beschreibt seine Flucht nach Schweden.

»Ich lebe unter recht merkwürdigen Umständen, mein Brief wird

deshalb sehr kurz. Lettland habe ich am 8. Mai verlassen, aber davon hast Du vielleicht schon in den Zeitungen gelesen. Weil ich ein vereidigter lettischer Offizier bin, bin ich auf einem Pegasus nach Schweden gekommen – per Flugzeug. Am 26. März war ich am Kopf und am Arm recht schwer verwundet worden, und zwar in der Nähe von Jaunpils. Ich sah mich schon unter den Toten, aber es ist mir in letzter Minute gelungen, in einem Flugzeug mitzufliegen, das wie ein Schrotthaufen aussah: das Ding hatte jedenfalls noch Flügel und ein rotes Kreuz am Rumpf. Das Benzin floss aus allen Ritzen, aber die Kiste hielt glücklicherweise, obwohl der Flug recht beschwerlich war. Nach zweieinhalb Stunden waren wir in diesem gastfreundlichen Land. Jetzt bin ich wieder fast gesund, aber mein Aussehen hat sich durch den Treffer etwas verändert. Jedoch nicht zu sehr – meine alten Freunde würden mich noch wiedererkennen.

Das Leben hier in Ränneslätt ist ganz und gar nicht übel, obwohl wir natürlich unsere Freiheit vermissen. Völlig beschäftigungslos, brauchen wir uns trotzdem nicht zu langweilen, weil mehrere Letten hier sind. Es ist nur schade, dass wir die Deutschen nicht loswerden können, die hier in Massen herumlaufen. Sie haben sich noch immer nicht geändert: zuerst wurde die Welt erschaffen, dann sie, dann kommt eine ganze Weile gar nichts, und dann erst wir anderen. Am schlimmsten ist jedoch, dass sie uns bei jeder Gelegenheit an die Wand drücken wollen, was wir uns allerdings nicht gefallen lassen. Sehr unangenehm ist auch, dass die schwedischen Behörden zwischen ihnen und uns nicht den geringsten Unterschied machen. Es ist deshalb durchaus denkbar, dass wir zusammen mit ihnen ›in das Vaterland‹ geschickt werden, obwohl wir mit Deutschland und den Kriegszielen der Deutschen nichts zu tun gehabt haben. Wir hoffen aber dennoch, dass die Zeit eine für uns günstige Lösung bringen wird. Selbst wenn wir den Engländern in die Hände fallen sollten, kann uns nicht viel passieren, denn wir haben keine Kriegsverbrecher in unseren Reihen.«

Der nächste Brief ist einen Monat später geschrieben: Ränneslätt, den 8.9.1945. Er ist an einen Studienfreund gerichtet, und hier scheidet Vahulis zum erstenmal politische Fragen an.

»Vielleicht werden wir das Stiftungsfest unserer Studentenvereinigung in einem freien Lettland feiern können! Es ist wahr, mein Freund, alle Anzeichen deuten darauf hin, dass dieser unser Wunsch keine Utopie ist. Das spüren wir hier im Lager, obwohl man uns noch nicht

erlaubt hat, den Waffenrock wegzwerfen. Wir blicken immer noch durch Stacheldraht nach draußen, aber das kennen wir ja von der Front her. Wir sind sogar bereit, in schwedischen oder englischen Uniformen zu kämpfen, wenn es sein muss, um in der Welt Ordnung zu schaffen und einen totalen Frieden herbeizuführen. Im Augenblick haben wir den Krieg und die Uniformen natürlich satt und würden am liebsten ins zivile Leben zurückkehren – irgendeiner Arbeit nachgehen, die unsere Existenz sichert, jeder beliebigen Arbeit, damit wir nicht länger das Brot der gastfreien Schweden essen müssten. Nach allem, was ich in den letzten Tagen des Vaterlands mitgemacht habe, würde ich diese Erinnerungen gern in einem schwedischen Wald oder auf einem schwedischen Bauernhof loszuwerden versuchen, wo ich mein Brot selbst verdienen könnte. Hier im Lager fällt es sehr schwer, diese schmerzlichen Erinnerungen loszuwerden. An dem Tag, an dem ich verwundet wurde, wollte es der Zufall, dass ich meinem Freund Freibergs begegnete. Der Feind war unerhört überlegen und griff wochenlang ununterbrochen an. Unsere Kräfte waren zu schwach, wir waren müde und hatten schwere Verluste, wir mussten mehrere Tage hintereinander kämpfen, ohne Ruhepause und ohne Essen.

Von meiner Frau und den Kindern weiß ich nichts. Ich befürchte, dass man sie nicht rechtzeitig vor den Absichten der Engländer gewarnt hat, die das von ihnen besetzte Gebiet den Russen überlassen wollen. Sie hätten nicht mehr lange nach Westen weiterzugehen brauchen, um in Sicherheit zu sein – aber selbst das kann sehr schwer sein, wenn man zwei kleine Kinder bei sich hat.«

Es folgt eine größere Anzahl sehr kurzer Briefe, die alle aus der Zeit vor dem Beginn des Hungerstreiks stammen. Sie sind an Freunde in Schweden gerichtet; in ihnen geht es ausschließlich um Waschpulver, Geld, Essenmarken, Kaffeemarken, in der letzten Zeit auch um die Möglichkeit, Lebensmittelpakete nach Deutschland zu schicken. Der letzte dieser kurzen Briefe ist vom 12.11.1945 datiert, also zehn Tage vor Beginn des Hungerstreiks geschrieben.

Unter den Briefen ein Zeitungsausschnitt: es ist eine Anzeige, der Name der Zeitung sowie der Erscheinungstag sind unbekannt. Sie lautet wie folgt:

»An Enija in Lübeck. Ein gutes neues Jahr 1946!

Am 14.12. erhielt ich Deine ersten Briefe. Ich habe an Euch geschrieben. Es wäre besser, Moritz näher zu sein. Bin froh, dass Ihr lebt. Habt

um mich keine Angst, ich komme zu Euch, sobald ich kann. Haltet aus! Peteris.«

Hatte er noch Hoffnung? Glaubte er, bald freigelassen zu werden?

Im Januar gelang es ihm, einen Kassiber an einige Freunde aus dem Lager zu schmuggeln. Er hatte folgenden Wortlaut: »Wenn Ihr könnt, besorgt mir einen Anzug, einen Mantel und eine Mütze (59). Sagt, dass ich zu Grintals fahre. Wartet auf weitere Nachrichten. Habt Dank für alles! Peteris.«

Hatte er einen Fluchtplan ausgearbeitet?

Den letzten Brief schrieb er am 17.1.1947 in Gälltofta; er wird hier in vollem Wortlaut wiedergegeben. Er ist eine Woche vor dem Selbstmord geschrieben.

»Ich danke für Ihren Brief, den ich gestern erhielt. Ich hoffe, dass unser Briefwechsel Ihnen nicht allzu viel Mühe gemacht hat. Das Sprichwort sagt ja: sag mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist. Aber wir sind einander ja noch nie begegnet, und in diesem Augenblick ist mir klar, dass wir uns auch nie begegnen werden, denn mein weiterer Weg ist bereits abgesteckt. Von dort, wohin ich gehe, sind nur sehr wenige zurückgekehrt. Weder ich noch irgendein anderer kann diesen Weg akzeptieren, aber die Verantwortlichen haben dafür gesorgt, dass wir nicht vom Weg abweichen können. Ich persönlich bin ruhig, aber ich bin wütend auf mich selbst, weil ich im Sommer nicht in die Wälder geflohen bin, um mich dann übers Meer abzusetzen. Ich habe den Wald ja während meiner Studien kennengelernt, und navigieren kann ich auch. Trotz meiner jungen Jahre habe ich schon viel erlebt, sowohl in Lettland als auch bei Reisen durch fremde Länder Europas. Ich habe Länder gesehen, in denen es noch Sklaverei gibt, und andere Länder, die diesen Staaten die Sklaven ganz offen liefern. Wenn so etwas in diesem Jahrhundert geschehen kann, ist es nicht schwer zu sterben, und wenn es auch weiterhin geschieht, muss der Untergang der Welt nahe sein. Meine Frau und meine Kinder tun mir leid, weil sie ihren Ernährer verlieren werden, und das gerade jetzt, wo die Hoffnung und die Aussichten auf ein Wiedersehen so groß gewesen sind. Aber jeder muss sein Schicksal tragen; niemand kann es aus eigener Kraft ändern.

Wie ich schon in einem früheren Brief schrieb, bin ich froh, dass es meiner Familie bei den Engländern gutgeht, zumindest, was das Essen betrifft. Obwohl ich nicht mehr an einen weiteren Briefwechsel glau-

be, möchte ich hier schließen. Ich wünsche Ihnen und Ihrer Familie gute Gesundheit und eine glückliche Heimreise in unser liebes Vaterland. Gott segne Lettland. Ihr P. V.«

Der Ton ist bitter, aber ruhig, in diesem eine Woche vor dem Selbstmord geschriebenen Brief deutet nichts auf Hysterie hin. In einem undatierten Brief-Fragment, das in einem Artikel zum Gedächtnis des fünften Jahrestags der Auslieferung veröffentlicht wurde und Vabulis zugeschrieben wird, gibt er jedoch ganz anderen Stimmungen Ausdruck. Er sagt, dass »wir zum Tode Verurteilten« dem schwedischen Volk nichts Böses wünschten, dass es aber besser gewesen wäre, wenn man den Legionären Zyankali statt Blumen und Zigaretten gegeben hätte. »Unter meine Vergangenheit habe ich einen Strich gezogen, meine Zukunft steht mir klar vor Augen – sie wird kurz sein. Es ist nur schade, dass ich nicht erleben kann, wie die Mörder sich eines Tages zu verteidigen versuchen, wenn der Eiserne Vorhang gefallen ist. Möge Gott es vielen, vielen Landsleuten gönnen, dies zu erleben. Ich halte aus bis zuletzt! Gott segne Lettland.«

Irgendwelche anderen und klareren Hinweise auf mögliche Motive für den Selbstmord gibt es nicht. Über die Haltung Vabulis' in der letzten Zeit im Lager von Gälltofta ist ebenfalls nichts ausgesagt worden, wenn man einmal von der Feststellung des Transportarztes Åke Johansson absieht, der »Vabulis schon seit längerem beobachtet« hatte; dieser sei »zwar etwas unruhig gewesen, aber nicht so deprimiert, dass man eine Verzweiflungstat hätte befürchten müssen«.

Vabulis' Selbstmord kam also völlig überraschend, und ein Bild von ihm lässt sich nur schwer gewinnen.

Was hat ihn getötet?

Im Dezember 1944 sahen Emilija-Elena Vabulis und ihre zwei Kinder ihren Mann und Vater zum letztenmal: er blieb eine Woche bei ihnen. Während dieser Zeit schien er fröhlich und optimistisch zu sein, er kehrte nach Kurland, an die Front zurück. Es war das letzte Mal, dass sie ihn sahen.

Im Frühjahr 1945 flüchtete sie etappenweise immer weiter nach Westen. Im Mai 1945 kam sie mit ihren Kindern nach Lübeck, wo sie in einem der großen Flüchtlingslager unterkamen. Dort ließen sie sich nieder, und es ging ihnen recht gut; sie hatten zu essen, eine Baracke zum Wohnen, sie wussten zwar nicht, was aus dem Mann geworden

war, von dem sie sich in einem kleinen ostdeutschen Dorf verabschiedet hatten, hofften aber, ihn bald wiederzusehen. In der Baracke bewohnte jede Familie ein durch graue Wolldecken abgeteiltes kleines Zimmer. Dort kochten sie ihr Essen auf einem kleinen Spirituskocher, Nachbarn halfen ihnen, wenn es nötig war, es ging ihnen gut. Sie überlebten.

Im September erfuhren sie, dass Peteris Vabulis sich in einem schwedischen Lager in Sicherheit befand.

Im November kam die Nachricht, dass er von einer Auslieferung bedroht war: sie erhielten die Neuigkeit durch eine lettische Zeitung. Es wurde sofort eine Unterschriftensammlung veranstaltet. Man schickte eine Bittschrift an die schwedische Regierung, und Emilija-Elena Vabulis unterschrieb ebenso wie ihr Junge, obwohl sie eigentlich keine Angst hatten: sie konnten sich nicht vorstellen, dass Peteris Vabulis am Ende doch ausgeliefert werden könnte. Sie bekamen Briefe von ihm, schickten ihm ein Lebensmittelpaket, aber er schrieb zurück, dass es nicht gerade Lebensmittel seien, die er jetzt am nötigsten hätte. Das war der Winter 1945/46 in Deutschland, der erste und furchtbarste Nachkriegswinter. Deutschland war ein hungerndes Chaos, aber wer im Lager saß, hatte es dennoch einigermaßen gut, meinten sie.

Sie hörten recht wenig von ihm, die Verbindungen waren miserabel. Ende Januar erfuhren sie von seinem Tod.

Alle drei erinnern sich noch sehr gut an diesen Tag, die Ehefrau und die beiden Kinder. An einem der letzten Januartage saßen sie wie gewöhnlich in ihrer Baracke; draußen war es kalt und grau, als sie aus Schweden eine lettische Exil-Zeitung erhielten. Die erste, die in der Zeitung las, war eine Nachbarin, die in einem Verschlag neben ihrem wohnte. Diese Frau las die Zeitung gründlich und aufmerksam durch, gab sie dann einem anderen, und schließlich wurde es in der Baracke ganz still. In diesem Augenblick begriff Emilija-Elena Vabulis, dass etwas geschehen war.

Sie nahm die Zeitung und las selbst.

So erfuhr sie vom Tod ihres Mannes: nicht durch ein Telefongespräch, nicht durch eine Botschaft, nicht auf offiziellem Wege, sondern durch die Zeitung, die ausführlich über alles berichtete. Darin stand, dass die Schweden die Balten am Ende doch noch ausgeliefert hätten, alle Legionäre seien nach Trelleborg gebracht worden, wo ein russisches Schiff auf sie gewartet habe. Die Legionäre seien in Bussen

dorthin gebracht worden, in diese schwedische Stadt Trelleborg, und seien auf das russische Schiff gebracht worden. Der lettische Leutnant Peteris Vabulis habe auf dem Kai ein Messer hervorgeholt und sich die Kehle durchgeschnitten. Er sei sehr schnell verblutet, nichts hätte ihn mehr retten können.

So war es: so erhielt sie die Mitteilung vom Tod ihres Mannes, erinnert sie sich. Sie stand mitten in der großen Baracke mit den durch graue Woldecken abgeteilten Verschlagen und las, dass ihr Mann Selbstmord begangen hatte. Um sie herum standen die anderen und starrten sie an. Da standen auch ihre kleine Tochter von drei Jahren und ihr Sohn, der siebeneinhalb Jahre alt war. Sie las, und als sie begriffen hatte, was da stand, begann sie zu schreien.

Die Kinder waren klein, das Mädchen zu klein, um etwas verstehen zu können. Der Junge konnte verstehen und dennoch nicht verstehen. Er hatte seinen Vater ein Jahr zuvor zu Weihnachten gesehen. Damals war der Vater groß und stark gewesen, und jetzt hatte er sich mit einem Messer den Hals durchgeschnitten: das war absurd und unmöglich zu begreifen. Er weiß aber noch, wie seine Mutter an diesem Tag reagierte: sie stand mit der Zeitung in der Hand auf dem Fußboden der Baracke in Lübeck und schrie ununterbrochen, schrie und schrie, als wollte sie nie mehr aufhören zu schreien.

Einige Wochen vorher hatten sie alle drei eine Einreisegenehmigung nach Schweden erhalten. Peteris Vabulis hatte die Formalitäten von Ränneslätt und später vom Krankenhaus aus erledigt. Jetzt würde sie also nach Schweden fahren können, wenn sie wollte. Aber sie wollte nicht. Nach diesem Tag im Januar, an dem sie vom Tod ihres Mannes gelesen hatte, erschien es ihr undenkbar, dass sie nach Schweden fahren sollte. Womöglich würden die Schweden auch sie und die Kinder an die Russen ausliefern? War sie hier im Lager nicht besser aufgehoben? Vielleicht sagte ihr auch ihr Stolz, dass sie nicht fahren dürfe. »Ich dachte, dass ich niemals in dieses Mörder-Land fahren würde, niemals, niemals – ich konnte es mir einfach nicht vorstellen.«

Sie blieben also in Lübeck.

In Lübeck und im übrigen Deutschland gab es aber viele Flüchtlingslager, und viele Flüchtlinge suchten um Visa für westeuropäische Länder nach, und einige bekamen sie auch. Zuerst kamen die Engländer und schöpften unter den Arbeitsfähigen den Rahm ab – die Männer im

Alter von zwanzig bis dreißig. Dann kamen die Kanadier und holten sich ebenfalls einen Teil der produktiven Flüchtlinge. Auch Australien ließ Familien mit mindestens zwei arbeitsfähigen Mitgliedern ins Land. Die Gesündesten, die Besten, die Vitalsten verschwanden zuerst. Die Alten blieben selbstverständlich zurück, die wollte kein Mensch haben. Die Kranken blieben zurück, Witwen mit kleinen Kindern blieben zurück, alle, die sich nicht nützlich machen konnten.

So auch Emilija-Elena Vabulis und ihre zwei Kinder.

Es kam das Jahr 1947, es wurde 1948, die Jahre vergingen, die Lager wurden kleiner, es ging ihnen allmählich immer besser, aber dennoch war dies keine Umgebung für die Kinder – und wohin sollte sie jetzt gehen? Sie litten keine Not, es kam das Jahr 1949, war dies das Leben, das sie sich vorgestellt hatten?

Im Januar 1950 hatten sie fast genau fünf Jahre im Lager gelebt, als sie von neuem eine Einreiseerlaubnis nach Schweden beantragte. Niemand wusste mehr, wer sie war, diesmal ging es ein bisschen langsamer, aber es ging. Sie bekam die Einreiseerlaubnis, und sie fuhr mit den Kindern nach Schweden. Sie gingen in Hälsingborg an Land, fuhren dann nach Värmland weiter, das sie sehr schön fanden. Im selben Jahr heiratete sie wieder, einen Mann aus dem Flüchtlingslager in Lübeck; jetzt war alles vorbei, aber das, was damals geschehen ist, wird sie dennoch nie vergessen. Vielleicht wäre das auch zuviel verlangt. »Wir haben es gut. Ich fühle keinen Hass mehr.« Ihre Erzählungen sind aber voller Vorbehalte, und wenn sie auf die Vergangenheit zu sprechen kommt, geht ihr Gesicht wieder in Stücke, sie weint, halb verschämt, aber dennoch unrettbar gefangen in einer Verzweiflung, die nie ganz in Erinnerung und Geschichte verwandelt worden ist.

Sie kamen nach Västerås, wo sie heute leben. In den letzten zwei Jahren hat ihnen auf der Straße niemand mehr »Scheißausländer!« nachgerufen. Viele glauben, sie seien Griechen – Vabulis klingt griechisch. Sie wohnen gut. Über die Vergangenheit haben sie heute nicht mehr viel zu erzählen: doch, vielleicht dies: sie hat vom schwedischen Staat nie eine Witwen-Pension erhalten. Sie sagt es mit einem Anflug von Stolz.

Der Sohn ist in Schweden zur Schule gegangen, er ist heute Ingenieur. Bevor er nach Schweden kam, hatte er einen großen und blinden Hass auf die Schweden gefühlt, die seinen Vater getötet hatten. Dieser Hass verschwand aber, als er die Schweden sah: es waren zu viele, sie

waren zu verschieden, der Begriff »die Schweden« wurde abstrakt und zu verschwommen. Daraufhin übertrug er seinen Hass auf die Regierung, die seinen Vater ausgeliefert hatte, aber auch dieser Hass wich allmählich. Heute möchte er am liebsten gar nicht mehr an diese Geschichte denken. Ich bin Schwede, sagt er. Er ist mit einer Schwedin verheiratet und hat zwei Kinder. Sie wohnen in Skultuna, der älteste Sohn ist jetzt fünf. Er weiß nichts von dem, was damals geschehen ist, er ist nur das vorläufig letzte Glied in einer sehr langen und eigentümlichen Geschichte.

Er heißt Peter Vabulis.

Was hat Peteris Vabulis getötet?

In diesem Sommer 1967 sprach der Untersucher innerhalb einer Woche mit Ernst Wigforss und dem Sohn des Mannes, der auf dem Kai in Trelleborg Selbstmord begangen hatte. An das Gespräch mit Wigforss sollte er sich noch lange erinnern: an den langen Nachmittag in Vejbystrand, den Spaziergang durch den Wald am Strand, an diesen freundlichen, völlig glasklaren politischen Pensionär, den er vielleicht mehr bewunderte als irgendeinen anderen schwedischen Politiker: es gab gute, selbstverständliche und schwerwiegende Gründe für die Auslieferung, das ist unzweifelhaft. Ernst Wigforss war eine der treibenden Kräfte hinter der Auslieferung – nicht aus Bosheit, nicht aus Nachgiebigkeit, aus politischem Opportunismus oder aus Dogmatismus, sondern einfach deshalb, weil seine Wertvorstellungen, seine Ausgangspunkte und sein Verstand ihm damals sagten, dass es richtig sei, die Internierten auszuliefern. Und vier Tage später begegnete der Untersucher den anderen, den indirekten Opfern der Auslieferung, und im Schnittpunkt zweier selbstverständlicher Betrachtungsweisen, die zu kollidieren schienen, im Schnittpunkt von Politik und Mensch lag die schmerzliche Einsicht, dass die Lösung und die Antwort nie völlig rechtens, nie ganz anständig würden sein können.

Was hat Peteris Vabulis getötet? Als er auf dem schneebedeckten Kai in Trelleborg lag, mitten ins Sonnenlicht, schien er fast sichtbar deutlich zu illustrieren, wie eine Situation einen Menschen dem unausweichlichen Untergang zutreiben kann: alle hatten sich hinter diesem Menschen versammelt, gerufen, dass er verloren sei, gezeigt, dass ihm keine Wahl blieb, sie hatten ihn vorwärtsgetrieben, auf den Abgrund zu, sie hatten die Regeln des Spiels geschrieben und erwartet, dass er

die Hauptrolle spielen würde; danach hatten sie nur noch auf den dramatischen Höhepunkt des Spiels zu warten brauchen. Welche Faktoren hatten mitgewirkt? Inwieweit war Peteris Vabulis selbst schuldig geworden? War es möglich, zwanzig Jahre danach genau festzustellen, was die Situation hervorgerufen, wer in der Menge am lautesten gerufen hatte?

Damals war alles möglich, aber jetzt nicht mehr. Das einzig Beständige blieb am Ende nur eine Tatsache: dass der Mann auf dem Kai tot war. Dass er auf den Abgrund zugetrieben wurde und in die Tiefe sprang.

Was übrigblieb: eine Reisetasche mit verschiedenen persönlichen Habseligkeiten, darunter 3,31 Schwedenkronen in Münzen, ein Pappkarton, der hauptsächlich Lebensmittel enthielt, und ein lettischer Pass, Nr. TT 011 518. Sein Grab liegt auf dem Adolf-Fredriks-Friedhof in Stockholm.